

beziehungsweise

APRIL 2015

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|---|---|
| <p>1 STUDIE Leben in wilder Ehe
Nichteheliche Lebensgemeinschaften und Ehen in Österreich</p> <p>5 BUCH Schon wieder hat Max ...
Tagebuch eines ADHS-Kindes</p> | <p>6 SERIE Wussten Sie, dass ...
... Erwerbsverläufe von Müttern langfristig recht stabil sind?</p> <p>8 SERVICE info: Lehrgang für Konfliktmanagement
termin: Pädagogische Werktagung</p> |
|---|---|

STUDIE

Leben in wilder Ehe

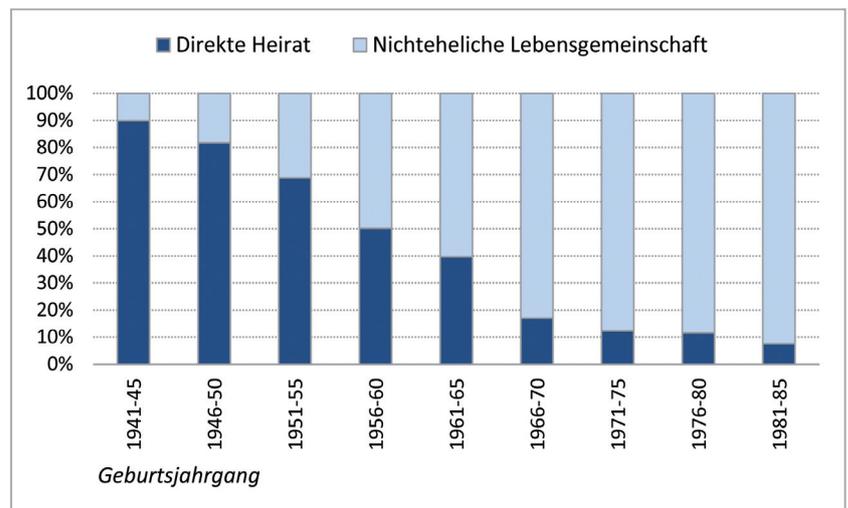
Nichteheliche Lebensgemeinschaften und Ehen in Österreich

VON CAROLINE BERGHAMMER, EVA-MARIA SCHMIDT UND KATRIN FLIEGENSCHNEE

Während der vergangenen Jahrzehnte ist der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften in Österreich kontinuierlich angestiegen. Dennoch hat sich diese Lebensform bislang eher als Vorstufe denn als Alternative zur Ehe etabliert. Warum sind Lebensgemeinschaften zu einer so beliebten Form des Zusammenlebens geworden? Wann und warum entscheiden sich Menschen schließlich doch zu heiraten? Die im Folgenden präsentierte Studie widmet sich genau diesen Fragen. Die Ergebnisse basieren auf Fokusgruppendifkussionen, die 2012 in Wien im Rahmen eines internationalen Projekts mit acht weiteren europäischen Partnerländern durchgeführt wurden. Ziel dieses Projekts war es, zu ergründen, wie sich Diskurse und Vorstellungen über Ehe und nichteheliches Zusammenleben im Ländervergleich ähneln bzw. unterscheiden.

In den aktuellen Zahlen zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften findet sich Österreich im europäischen Vergleich in den oberen Rängen wieder (Hiekel 2014). Vor allem während der letzten Jahrzehnte etablierte sich nichteheliches Zusammenleben als weit verbreitete Lebensform. Während nur 10% der heute rund 70-jährigen Frauen angeben,

Abbildung: Form der ersten Partnerschaft von Frauen in Österreich



Anmerkung: Bezieht sich auf Frauen, die vor dem 28. Geburtstag mit einem Partner zusammengezogen sind. **Quellen:** 1941-65: Prskawetz et al. (2008); 1966-85: eigene Berechnungen auf Basis des Generations and Gender Survey 2008/2009.

dass ihre erste Partnerschaft eine nichteheliche war, so tun dies im Vergleich dazu etwa 90% aller Frauen, die heute rund 30 Jahre alt sind (Geburtsjahrgänge 1941 bis 1945 bzw. 1981 bis 1985; siehe Abbildung). Die deutlich angestiegene Dauer von

Lebensgemeinschaften sowie die zunehmende Zahl an nichtehelichen Geburten lassen darauf schließen, dass sich nichteheliches Zusammenleben zu einer gesellschaftlich akzeptierten und einer der Ehe ähnlichen Form der Partnerschaft entwickelt hat. Im Jahr 2012 wurden 42% aller Kinder und 53% aller Erstgeborenen außerhalb einer Ehe geboren. In Österreich treten nichteheliche Geburten am häufigsten in Kärnten und in der Steiermark auf, während die östlichen Bundesländer (Wien, Niederösterreich, Burgenland) deutlich geringere Raten aufweisen (Statistik Austria 2014).

Fokusgruppen

Um Antworten auf die eingangs gestellten Fragen zu erhalten, wurde die Methode der Fokusgruppendifferenzdiskussion gewählt, mithilfe derer es möglich ist, interaktive Diskussionen zu bewirken und die Perspektiven und Meinungen der teilnehmenden Personen in diesem Gruppensetting zu ergründen. Insgesamt wurden acht Fokusgruppen mit 71 Teilnehmenden durchgeführt. Diese waren zwischen 25 und 40 Jahre alt und lebten in Wien und Umgebung. Jede Fokusgruppe bestand aus 8 bis 10 Personen und wurde getrennt nach Geschlecht und Bildungsstand zusammengesetzt. Anschließend wurden die transkribierten Audio-Aufnahmen dieser Diskussionen in Zweier-Teams mittels qualitativer Methoden analysiert.

Veränderungen im Lebenslauf: Wege zur Ehe

Wie sich zeigte, gehört für die Befragten zu einem üblichen Lebenslauf sowohl nichteheliches als auch eheliches Zusammenleben, allerdings in unterschiedlichen Lebensphasen. Für die Phase des jungen Erwachsenenalters wurde nichteheliches Zusammenleben als typisch angesehen, während sich eheliches Zusammenleben eher für spätere Phasen des Lebens eignen würde. Die Befragten äußerten sich sogar skeptisch darüber, wenn junge Erwachsene heiraten würden, ohne zuvor in einem gemeinsamen Haushalt gelebt zu haben. Gleichzeitig sollte laut einigen Befragten die Dauer einer Lebensgemeinschaft begrenzt sein: Es würde „eigenartig“ erscheinen, wenn ein Paar nach vielen Jahren noch immer nicht verheiratet sei (FG6, Mann).

Einige der Befragten gaben an, sich schon immer gewünscht zu haben, einmal zu heiraten, während andere berichteten, dass sie gerade erst beginnen würden, einer Heirat positiv gegenüberzustehen. Begründet wurde diese Entwicklung mit ihrem fortgeschrittenen Alter, der langen Dauer ihrer bereits bestehenden Partnerschaft, den Hochzeiten in ihrem persönlichen Umkreis, den aktuell stabilen Lebensbedingungen sowie mit dem Wunsch

nach Kindern. In diesem Zusammenhang scheint sich auch die Wahrnehmung von Risiko über den Lebensverlauf hinweg zu verändern: Nichteheliche Lebensgemeinschaften im jungen Erwachsenenalter wurden als weniger riskant eingestuft, da sie sich mit wenig Aufwand beenden ließen. Genau aus diesem Grund erschien den Befragten im Erwachsenenalter, in dem auch gemeinsame Projekte realisiert werden (eine Familie gründen, finanzielle Investitionen tätigen), wiederum eine Heirat weniger riskant und wurde mit höherer Sicherheit und einer längerfristigen Bindung in Zusammenhang gebracht. Manche Befragten konnten sich aber selbst nicht erklären, weshalb sie letztendlich geheiratet hatten, wie es beispielsweise dieser Mann ausdrückt: „Ich war eigentlich immer der, der gesagt hat, ich werde nicht heiraten, definitiv nicht. Irgendwie ist es einfach so gekommen“ (FG8, Mann). In den meisten Fällen entwickelte sich der Wunsch zu heiraten erst innerhalb einer Lebensgemeinschaft. Dementsprechend wird eine Lebensgemeinschaft auch nicht als „Testphase“ für eine potentielle Heirat eingegangen.

Vorteile der nichtehelichen Lebensgemeinschaft

Die Befragten stellten mehrfach fest, dass es in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leichter wäre, frei und unabhängig zu bleiben. Sie betrachteten eine Ehe als eine engere Beziehungsform, die „sowas Endgültiges hat“ (FG1, Mann). Ein Mann äußerte Bedenken, dass eine Heirat „der Beziehung eine Leichtigkeit und Unbefangenheit und Unverbindlichkeit“ nehmen würde (FG8, Mann). Eine Frau zeigte sich besorgt darüber, „dass ich mich in der Beziehung verliere“ (FG5, Frau).

Neben gedanklichen Barrieren wurden auch praktische Konsequenzen diskutiert, die mit einer Heirat verbunden sind, wie etwa das Zusammenlegen von Besitz und Finanzen. Andere wiederum hatten das Gefühl, dass ihr soziales Umfeld gegenüber Lebensgemeinschaften und Ehen auch unterschiedliche Erwartungen hätte. Beispielsweise sei der soziale Druck, eine Familie zu gründen, in einer Ehe weitaus stärker spürbar als in einer Lebensgemeinschaft. Als zentraler Unterschied wurde diskutiert, dass eine Lebensgemeinschaft immer als eine private Verbindung angesehen wird, während mit einer Heirat die Beziehung vor der Familie, den Verwandten und Freunden öffentlich gemacht wird.

Das Bedürfnis nach Aufrechterhaltung gewisser persönlicher Freiheiten liegt laut den Befragten darin begründet, dass sich auch die Palette an Möglichkeiten und Chancen deutlich erhöht hat. Dies würde sich vor allem darin zeigen, dass es

heutzutage leichter möglich sei, im Ausland zu arbeiten, Partner im Internet zu finden und durch ein höheres Bildungsniveau und gut dotierte Arbeitsstellen finanzielle Unabhängigkeit zu erreichen. In einer Ehe, so einer der Befragten, „könnte man ja noch irgendwas auslassen“ (FG6, Mann).

Das offene Hintertürchen

In Zusammenhang mit der Freiheit, die mit Lebensgemeinschaften assoziiert wurde, kamen die Befragten zu dem Schluss, dass die Trennung einer Lebensgemeinschaft leichter zu vollziehen sei als die Scheidung einer Ehe. Eine Lebensgemeinschaft aufzulösen, sei einerseits mit geringeren emotionalen Barrieren verbunden, da von dieser Partnerschaftsform nicht erwartet werde, dass sie für immer halten würde. Verglichen mit einer Scheidung führt die Auflösung einer Lebensgemeinschaft andererseits zu weniger sozialer Stigmatisierung, zieht geringere Kosten nach sich und ist auch nicht mit potenziell langwierigen Gerichtsverfahren verbunden. Menschen in einer Lebensgemeinschaft steht immer eine Art „Hintertürchen“ offen (FG6, Mann). Ist einer der Lebensgefährten mit der Beziehung nicht mehr zufrieden und glücklich, wird diese eher beendet als eine Ehe. Da sich aber die Wünsche und Interessen eines Partners wandeln können, erschien es den Befragten von Vorteil, wenn die Option besteht, eine Beziehung „unkompliziert“ zu beenden. Außerdem, so waren sich die Befragten einig, könne man nie sicher sein, dass der momentane Partner auch der richtige sei.

Um eine Ehe einzugehen, so die Einschätzung der Befragten, müssten bestimmte Voraussetzungen wie sichere und vorhersehbare Lebensumstände erfüllt sein. Eine Ehe wurde erst in Betracht gezogen, wenn das Studium beendet war oder wenn eine abgesicherte Position am Arbeitsmarkt erlangt werden konnte. In der turbulenten Lebensphase davor sei laut einer Befragten „alles sozusagen so eine Art Provisorium“ (FG4, Frau). Es erschien den Befragten schwierig, in dieser Zeit eine Bindung einzugehen, die ein ganzes Leben lang andauern soll, wenn sie auf der anderen Seite ihr Leben nur für einige Jahre im Voraus planen konnten.

Ehe als stabile Ausgangsbasis

Die Ehe wurde von den meisten Befragten als die ideale Form einer Beziehung eingestuft, wenn jemand den „richtigen Partner“ für sein Leben gefunden hatte. Eine Ehe sei als permanente Beziehungsform durch Stabilität und Sicherheit gekennzeichnet und impliziert, dass sich das Paar in emotionaler und finanzieller Weise umeinander kümmert und eine gemeinsame Zukunft plant.

Neben dem besseren Schutz vor einer Trennung wurde als weiterer Vorteil einer Ehe außerdem noch die damit einhergehende rechtliche Sicherheit genannt. Als stabilere Beziehungsform bietet die Ehe laut den Befragten ideale Bedingungen, um eine Familie zu gründen und Kinder großzuziehen. Die Befragten sahen in der Ehe auch eine Möglichkeit der Absicherung für Mütter, die in Österreich nach der Geburt eines Kindes typischerweise für zwei bis drei Jahre zuhause sind und danach in Teilzeit auf den Arbeitsmarkt zurückkehren.

Für Männer hingegen sei eine Ehe auch ein Merkmal für ihre Reife und ihr Erwachsensein, würde für „gefestigte Persönlichkeiten“ stehen und dafür, „dass man Verantwortung übernehmen kann“ (FG3, Mann). In der Vergangenheit wurde eine Ehe als eine respektable, angemessene und anständige Lebensweise betrachtet. Einige der Befragten waren der Meinung, dass diese Assoziationen in abgeschwächter Form bis heute fortbestehen, und insbesondere höher gebildete Männer waren überzeugt davon, dass es deren Status im Berufsalltag erhöhen würde, wenn sie verheiratet sind.

Neben dem starken Konnex zwischen Ehe und Stabilität wurde Ehe auch in Zusammenhang mit Normalität diskutiert. Eine Ehe „gehört einfach zum Leben dazu“ (FG6, Mann) und signalisiert: „man hat das erreicht, was einem im Leben vorgeschrieben wird“ (FG5, Frau). Da eine Ehe über Jahrhunderte hinweg die dominante Lebensform war, erschien sie den Befragten auch heute als bewährte Form einer Beziehung. Obwohl traditionelle Vorstellungen einer Ehe wie Stabilität und Normalität von den Befragten bestätigt wurden, unterschieden sie aktuelle Ehen deutlich von Ehen in der Vergangenheit. Heutige Ehen basieren auf romantischer Liebe und auf einer gemeinsamen Entscheidung des Paares, sind aber auch gekennzeichnet durch ein höheres Risiko, einmal geschieden zu werden.

„Der größte Liebesbeweis“

Die Befragten maßen der Liebe als Basis für eine Ehe hohe Bedeutung bei und fanden für die Ehe auch sehr emotionale Paraphrasierungen wie beispielsweise das „Ideal der funktionierenden Liebe“ (FG3, Mann), „der größte Liebesbeweis“ (FG1, Mann). Die meisten bezeichneten eine Eheschließung außerdem als „wunderschön“; es sei „etwas Besonderes“, wenn zwei Menschen sich geloben, für den Rest ihres Lebens zusammenzubleiben, hohen Scheidungsraten zum Trotz und obwohl keine finanzielle oder soziale Notwendigkeit besteht. Auch wenn die Geburt eines Kindes oder

die autorinnen

Dr. Caroline Berghammer ist Universitätsassistentin am Institut für Soziologie der Universität Wien und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Mag.a Eva-Maria Schmidt, MA, ist Universitätsassistentin am Institut für Soziologie der Universität Wien.

Dr. Katrin Fliegenschnee war zum Zeitpunkt der Studie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

rechtliche bzw. finanzielle Vorteile für die unmittelbare Entscheidung für eine Ehe eine Rolle spielen mögen, ließen die Befragten diese nicht als primäre Gründe für eine Heirat gelten.

Im Gegensatz zu Ehen in der Vergangenheit sei es außerdem ein Kennzeichen heutiger Eheschließungen, dass die emotionalen Anforderungen höher sind und dass es anspruchsvoller geworden ist, eine Ehe auch aufrecht zu erhalten, so die Befragten. Vergangene Ehen seien oftmals aufgrund von sozialem Druck eingegangen worden und eher von einer gegenseitigen Verpflichtung von Frau und Mann gekennzeichnet gewesen. Untermauert wurden diese Einstellungen von vielen Beispielen aus der Eltern- oder Großelterngeneration der Befragten, in denen auch unbefriedigende Ehen aufrechterhalten wurden, wie eine Diskussionssteilnehmerin erzählt: „Als Kind habe ich schon gespürt, dass meine Mutter sich eigentlich scheiden lassen will, aber sie hat's nie getan“ (FG7, Frau). Die meisten Befragten bedauerten, dass sie keine Beispiele für glückliche und langlebige Ehen anführen konnten, hielten aber dennoch an den Idealvorstellungen einer Ehe fest.

Die Option der Scheidung nannten die Diskussionssteilnehmer als einen weiteren Punkt, der heutige Ehen von Ehen in der Vergangenheit unterscheidet. Dadurch würden aber heutige Ehen Lebensgemeinschaften auch ähnlicher werden. Viele der Befragten haben die Scheidung der Eltern, anderer Verwandter oder Bekannter erlebt und waren sich durchaus bewusst, dass eine Ehe nicht immer ein Leben lang hält. Obwohl die meisten diese Möglichkeit nicht bewusst in Betracht ziehen wollten, betonten sie, dass es wichtig wäre, finanziell unabhängig zu bleiben und sich immer die Option offen zu halten, einen Ehepartner auch einmal verlassen zu können.

Zusammenfassung

Die Teilnehmenden der Fokusgruppen betrachteten nichteheliche Lebensgemeinschaften und Ehen als Beziehungsformen für unterschiedliche Lebensphasen. Beiden Lebensformen wurden unterschiedliche Bedeutungen beigemessen und sie wurden mit unterschiedlichen Absichten in Verbindung gebracht. Da das junge Erwachsenenalter eher von unsicheren Lebensumständen gekennzeichnet ist, erschien es angemessener, sich in nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu binden, ohne das Gefühl haben zu müssen, in seinen Möglichkeiten dadurch eingeschränkt zu sein. Da die Trennung einer Lebensgemeinschaft auch mit weniger Aufwand und Kosten verbunden sei, wurde dieser Lebensform ein geringeres Risiko

beigemessen. Im Gegensatz dazu wurde einer Ehe Stabilität und Sicherheit zugeschrieben und sie wurde damit zu einem Ideal für spätere Lebensphasen erhoben. In den Idealvorstellungen der Befragten sollte eine Ehe über ihr gesamtes Bestehen hinweg von romantischer Liebe und persönlicher Zufriedenheit getragen sein.

Die Diskussionen waren in zwei Punkten aber sehr widersprüchlich: Zum einen erschien die dauerhafte romantische Liebe als erhofftes Ideal, gleichzeitig waren sich die Befragten aber bewusst, dass dieses Ideal vor dem Hintergrund des gestiegenen Scheidungsrisikos nur schwer zu erreichen sei. Zum anderen stand der Wunsch nach einer tiefen Bindung in einer Beziehung in Konflikt mit dem Bedürfnis, eine Beziehung immer auch dahingehend zu überprüfen, ob sie noch erfüllend und zufriedenstellend ist und seine eigene Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Eine nichteheliche Lebensgemeinschaft wurde von den Befragten als jenes Beziehungsformat interpretiert, das diesen Widersprüchen entgegenkommt. ■

Literatur

- Berghammer, Caroline; Fliegenschnee, Katrin; Schmidt, Eva-Maria (2014): Cohabitation and marriage in Austria: Assessing the individualization thesis across the life course. *Demographic Research* 31(37), S. 1137–1166.
- Hiekel, Nicole (2014): The different meanings of cohabitation across Europe: How cohabitators view their unions and differ in their plans and behaviors. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Prskawetz, Alexia; Sobotka, Tomáš; Buber, Isabella; Engelhardt, Henriette; Gisser, Richard (2008): Austria: Persistent low fertility since the mid-1980s. *Demographic Research* 19(12), S. 293–360.
- Statistik Austria (2014): Lebendgeborene seit 1991 nach Geschlecht, Legitimität und Bundesland. Wien. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/geburten/index.html.

Kontakt

caroline.berghammer@univie.ac.at

Weitere Informationen zu diesem Projekt sind unter www.nonmarital.org zu finden. Die Forschung wurde von Brienna Perelli-Harris' ERC Starting Grant gefördert.

Dieser Text ist eine Zusammenfassung eines wissenschaftlichen Artikels (Berghammer et al. 2014), erschienen in einer *Demographic Research Special Collection* (www.demographic-research.org).

Schon wieder hat Max ...

Tagebuch eines ADHS-Kindes und seiner genervten Leidensgenossen

VON NATALIE CARTER

Max ist wie viele ADHS¹-Kinder rhetorisch besonders begabt. Knapp zwölfjährig bekommt er zu Weihnachten ein Tagebuch geschenkt, in dem er sich zu seinem komplizierten Leben als anders tickendes Kind auf überaus unterhaltsame Art und Weise auslässt. Er ist unüberlegt, impulsiv, unkonzentriert, hibbelig, aufgekratzt, planlos, hört nie zu, verliert und vergisst alles, bringt sich und andere ständig in Gefahr – mit einem Wort: er ist megaanstrengend! In der Schule hat der Rotschopf daher schon verschiedene Spitznamen: Nix-Checker, Zeitlupendenker, Mister-Ameisen-im-Po, die rote Gefahr. Dabei ist Max eigentlich ein sehr lieber Junge: überaus hilfsbereit, extrem tierlieb, mitfühlend, kreativ und vor allem nicht nachtragend, obwohl er dazu bei all den Nettigkeiten, die er wegen seines nervigen Verhaltens zu hören bekommt, allen Grund hätte.

Zu Wort kommen im Buch aber auch jene, die von Max' Andersartigkeit betroffen sind und sich ebenfalls in Form von Tagebucheinträgen ihre liebe Not mit dem Energiebündel von der Seele schreiben. Während Max also von einem Malheur ins andere stolpert, bieten sich dem Leser immer zwei Perspektiven von ein und derselben Situation: die des an ADHS erkrankten Kindes Max und jene des unter seinem Verhalten Leidenden. Abgerundet werden die Geschichten mit Auszügen leicht verdaulicher, aber dennoch wissenschaftlicher Texte, die Max' Eltern immer wieder in dem einen oder anderen Werk finden und dem interessierten Leser die jeweilige Symptomatik vertiefend erhellen sollen. Wer sich nur unterhalten will, überspringt die in Kleindruck gesetzten Textauszüge, ohne den roten Faden zu verlieren, um schlussendlich zu erfahren, ob Max' Eltern den Mut fassen, ihren Sohn wegen ihrer Vermutung auf ADHS den Psychologen vorzustellen und ob Max nun trotz seines Verhaltens in der Schule mit auf die Schulsportwoche darf.

Das Besondere an diesem Buch

Da Max' Malheure durch die Tagebucheinträge immer von zwei Seiten beleuchtet werden, bekommt man einen Einblick in das Seelenleben aller Beteiligten, wird über ADHS informiert und gleichzeitig unterhalten. Wesentlich ist auch, dass das Buch nicht nur die Probleme dieser Erkrankung aufzeigt, sondern auch eine Fülle von Lösungen bietet, wenn

Max z.B. berichtet, welches strenge Regelwerk bei ihm daheim herrscht, oder Mutter bzw. Vater von ihnen bei Max durchaus wirksamen Erziehungsansätzen erzählen. Darüber hinaus werden auch die positiven Eigenschaften dieser besonderen Menschen beschrieben.

Warum ein Buch über ADHS?

Mit einem Anteil von 6 bis 8% an ADHS Erkrankten unter den 6- bis 18-Jährigen ist statistisch gesehen jedes Kind ab der Grundschule, jede zweite Großfamilie, jede Lehrkraft, jede Erziehungsperson in einem Hort/einer Tagesbetreuung, jedes Mitglied eines Sportvereins in täglichem Kontakt mit mindestens einem ADHS-Kind.² Das Buch soll daher helfen, zu verstehen, was in Kindern und Jugendlichen vorgeht, die an ADHS erkrankt sind, es soll aber auch zeigen, wie sehr das Umfeld unter dem Verhalten dieser jungen Menschen leidet. Erst wenn beide Seiten einander besser verstehen, kann die Basis für ein entspannteres Miteinander geschaffen werden – ein bei den rasant ansteigenden Zahlen mit ADHS Diagnostizierter dringendes Anliegen.

Dies ist eine Lektüre für Eltern, pädagogische Fachkräfte und alle anderen, die mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, aber auch für Menschen, die sich einfach nur über ADHS informieren und dabei köstlich unterhalten wollen. ■

Literatur

Scherk, Harald; Kamp, Marion (2013): Immer auf dem Sprung. Ein Selbsthilfebuch für Erwachsene mit ADHS. Köln: Balance buch + medien verlag.
Kahl, Kai G.; Puls, Jan Hendrik; Schmied, Gabriele; Spiegler, Juliane (2012): Praxishandbuch ADHS. Diagnostik und Therapie für alle Altersstufen. Zweite überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
Neuhaus, Cordula (2007): ADHS bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Symptome, Ursachen, Diagnosen und Behandlungen. Stuttgart: Verlag Kohlhammer.

Kontakt: natalie@natalie-carter.com

² Je nach Quelle: Laut Scherk/Kamp (2013, S. 39) sind es in Deutschland, Österreich und der Schweiz 4% der Kinder und Jugendlichen; Neuhaus gibt an, dass internationale Schätzungen von 3-8% Betroffener im Alter von 6-18 Jahren ausgehen, Tendenz steigend (Neuhaus, 2007, S. 31); Kahl et al. (2012) sprechen in Abhängigkeit vom jeweils herangezogenen Diagnosekriterienkatalog von 7-17% bei Jungen und 3,3-6% bei Mädchen (laut DSM-IV), von 2,4% laut ICD-10 (Schnitt aus beiden Geschlechtern). Bei den Schulkindern wird von einer weltweiten Prävalenz von ca. 5% ausgegangen (Kahl et al., 2012, S.3).



Carter, Natalie (2014): Schon wieder hat Max ...! Horn: Verlag Berger.
ISBN 978-3-85028-661-9
www.verlag-berger.at

die Autorin

Dr. Natalie Carter lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Österreich. Der jüngere der beiden ist 13 Jahre alt und hat ADHS.

¹ Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung

Wussten Sie, dass ...

... Erwerbsverläufe von Müttern langfristig recht stabil sind?

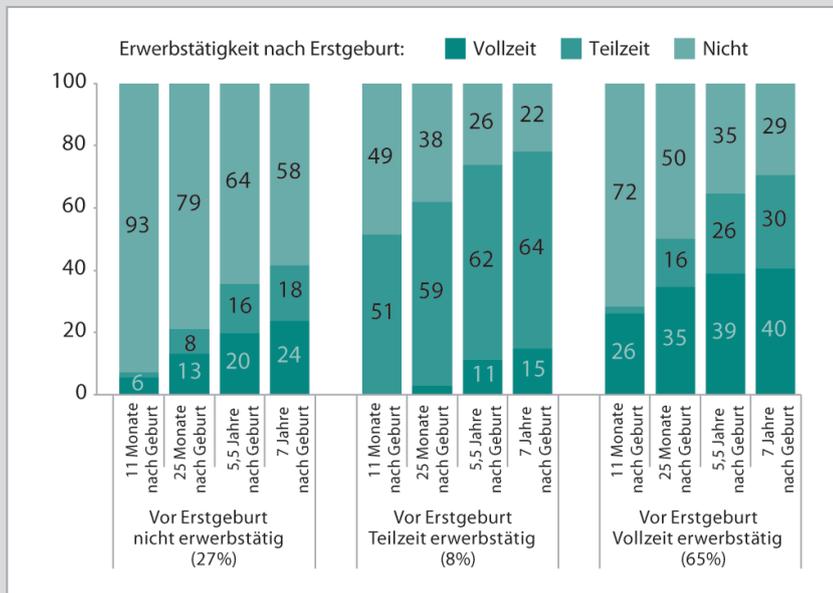
VON NORBERT NEUWIRTH UND MARKUS KAINDL

Die Geburt eigener Kinder führt zu großen Veränderungen im Alltag, beispielsweise beim Erwerbsstatus. Ob und in welchem Ausmaß Eltern – vor allem Mütter – erwerbstätig sind, hängt von zahlreichen Faktoren wie der Anzahl und dem Alter der Kinder, den Kinderbetreuungsmöglichkeiten, finanziellen Überlegungen und der grundsätzlichen Werthaltung ab. Wie sehr der Erwerbsstatus vor der Geburt der Kinder eine Rolle spielt, wird im Folgenden näher beleuchtet.

Nach dem ersten Kind

Die Ausgangsbasis für die Analysen bildet vorerst der Erwerbsstatus ein halbes Jahr vor der Geburt des ersten Kindes. Zu diesem Zeitpunkt waren rund zwei Drittel der Frauen Vollzeit erwerbstätig. Einer Teilzeitarbeit gingen nur 8% nach. Immerhin ein Viertel der Frauen war sechs Monate vor der Geburt nicht aktiv erwerbstätig, sondern in Ausbildung, arbeitslos oder aus sonstigen Gründen nicht berufstätig.

Abbildung 1: Erwerbstätigkeit von Frauen vor und nach der Geburt des ersten Kindes (in %)



Quelle: Generations and Gender Surveys 2009 und 2013; n= 1.619 (Mütter, die in beiden Wellen befragt wurden)

Die Datenbasis der vorliegenden Berechnungen bildet der Generations and Gender Survey (GGG), der in Österreich 2008/2009 sowie 2012/2013 durchgeführt wurde. In diesem Survey werden die Respondenten zu ihrer Partnerschaftsbiografie, den bislang geborenen Kindern sowie zu ihrer gesamten Erwerbsbiografie befragt. Somit sind die gesamten – bei Frauen mit Kindern recht abwechslungsreichen – Erwerbsverläufe vom Ende der Schulpflicht bis zum Befragungszeitpunkt abbildbar. Daraus lässt sich – anders als in herkömmlichen Erhebungen, die nur den Erwerbsstatus zum Befragungszeitpunkt erheben – darlegen, ob und wie die Geburt eines Kindes den langfristigen Erwerbsverlauf der Mütter beeinflusst. Die folgenden Überlegungen beschränken sich auf wenige Eckdaten solcher Verlaufsanalysen.

Erwerbsausmaß nach der Geburt des ersten Kindes

Ein Drittel der Jungmütter stieg vor dem ersten Geburtstag des Kindes ins Berufsleben ein. Bis kurz nach Ende der zweijährigen Karenzzeit waren vier von zehn Jungmüttern wieder oder erstmals ins aktive Erwerbsleben eingestiegen (siehe Abbildung 1).

Zuvor erwerbstätige Frauen stiegen wesentlich öfter in eine aktive Erwerbstätigkeit ein als zuvor nicht erwerbstätige Frauen. Hatten die Mütter vor der Geburt des ersten Kindes nicht gearbeitet, stiegen sie auch danach kaum oder erst sehr spät ins Erwerbsleben ein. Selbst wenn das erste Kind bereits sieben Jahre alt war, also bereits zur Schule ging, waren immer noch deutlich mehr als die Hälfte (58%) nicht berufstätig. Besonders rasch kehrten hingegen frühere Teilzeitbeschäftigte in die Erwerbstätigkeit zurück. Etwa die Hälfte von ihnen stieg bereits innerhalb des ersten Lebensjahres wieder ein, der Großteil davon weiterhin in Teilzeit. Ein Wechsel in eine Vollzeitarbeit fand auch mit fortschreitendem Alter des Kindes eher selten statt. Wenn Frauen schon vor der Geburt des ersten Kindes nicht oder nur in Teilzeit gearbeitet hatten, hatten sie vermutlich meist andere Gründe und Motive für die Wahl ihrer Erwerbsform als jene Frauen, die erst nach der Geburt ihres Kindes die Erwerbstätigkeit teilweise oder ganz reduzierten.

Hatten Frauen vor dem ersten Kind hingegen Vollzeit gearbeitet, arbeiteten sie auch nach der Geburt eher in Voll- als in Teilzeit. Speziell ein Einstieg innerhalb des ersten Lebensjahres des Kindes fand fast immer in Vollzeit statt. Rund ein Viertel der zuvor Vollzeiterwerbstätigen kehrte spätestens bis zum elften Lebensmonat des Kindes in die Erwerbstätigkeit zurück.

Für den weiteren Erwerbsverlauf der Mütter ist mit zunehmendem Alter des ersten Kindes ein Trend in Richtung steigende Erwerbsquoten erkennbar. Dafür müssen aber mögliche weitere, jüngere Kinder berücksichtigt werden. Ist das erste Kind 5½ Jahre alt, können auch bereits jüngere Geschwister im Haushalt leben, die ebenfalls relevant für das gewählte Erwerbsausmaß sind. Hatten die Mütter keine weiteren Kinder bekommen, waren zu diesem Zeitpunkt bereits 85% aktiv erwerbstätig, hatten sie ein weiteres Kind bekommen, hingegen „nur“ 70%.

Nach dem zweiten Kind

Die Ausgangssituation vor der Geburt des zweiten Kindes unterscheidet sich grundlegend von jener beim ersten Kind. Wie zuvor gezeigt, haben viele Mütter ihre Erwerbstätigkeit nach der Erstgeburt den neuen Anforderungen angepasst. Wie sehr diese Anpassungen zum Zeitpunkt der Zweitgeburt noch Bestand haben, hängt eng mit dem Geburtenabstand zusammen: Bei einem Viertel der Familien liegen maximal zwei Jahre zwischen beiden Geburten, bei jeweils einem weiteren Viertel sind es zwei bis drei Jahre bzw. drei bis vier Jahre.

Zeitpunkt des Wiedereinstiegs

Etwa die Hälfte der Mütter (54%) war ein halbes Jahr vor der Geburt des zweiten Kindes nicht aktiv erwerbstätig, sondern betreute mehrheitlich noch das erste Kind. Berufstätige Mütter arbeiteten jedoch öfter in Vollzeit (27%) als in Teilzeit (19%). Wie auch nach der Geburt des ersten Kindes waren knapp ein Viertel der Mütter vor dem ersten Geburtstag des zweiten Kindes aktiv erwerbstätig, vier von zehn waren es kurz nach Ende der zweijährigen Karenzzeit. Wann und in welchem Ausmaß der Wiedereinstieg nach der Geburt des zweiten Kindes stattgefunden hat, hängt jedoch stark vom Erwerbsverhalten davor ab.

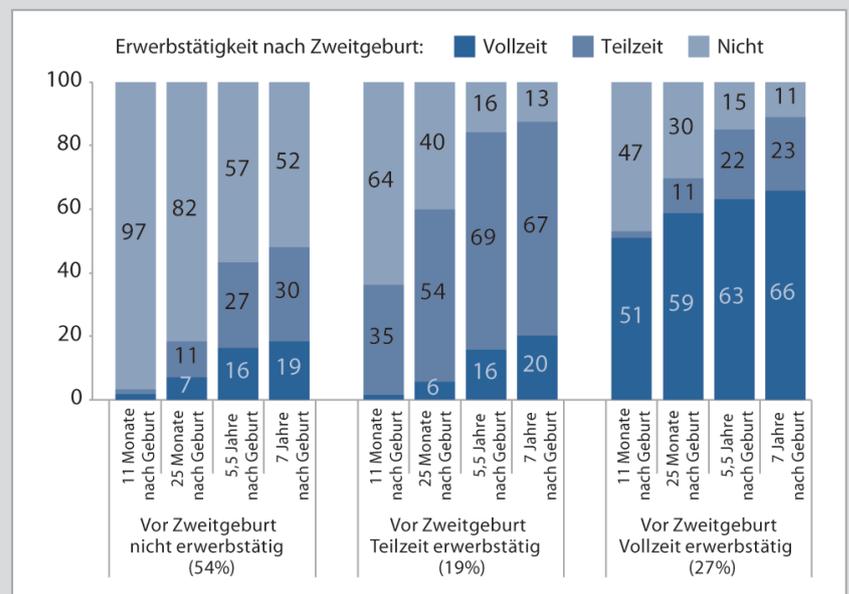
Arbeiteten die Mütter vor der Geburt des zweiten Kindes in Vollzeit, vollzog sich der berufliche Wiedereinstieg rascher als bei Müttern, die zuvor in Teilzeit beschäftigt waren. Hatten die Mütter zuvor in Vollzeit gearbeitet, kehrte rund die Hälfte spätestens nach elf Monaten und 70% spätestens nach 25 Monaten, also knapp nach Ablauf der arbeitsrechtlichen Karenz, ins Erwerbsleben zurück (siehe Abbildung 2). Waren sie zuvor hingegen nur teilzeitbeschäftigt, lagen diese Anteile bei nur 36% bzw. 60%. Bis kurz vor oder nach dem Schuleintritt des zweiten Kindes (5½ Jahre bzw. 7 Jahre) glichen sich diese Anteile aber weitgehend aneinander an.

Einmal in Teilzeit, lange in Teilzeit

Hatten die Mütter vor der Geburt des zweiten Kindes in Vollzeit gearbeitet, arbeitete mehr als die Hälfte von ihnen bereits elf Monate danach wieder in Vollzeit. Nach dem Schuleintritt des zweiten Kindes waren dies sogar rund zwei Drittel. Hatten Mütter bereits beim ersten Kind in Vollzeit gearbeitet, reduzierten sie die Erwerbstätigkeit auch nach der Geburt des zweiten Kindes selten auf Teilzeit.

Ein Umstieg von Teilzeit auf Vollzeit fand ebenfalls kaum statt. Rund zwei Drittel der vor der Geburt des zweiten Kindes teilzeitbeschäftigten Mütter waren auch rund um den Schuleintritt des Kindes weiterhin teilzeitbeschäftigt, und nur 20% waren vollzeiterwerbstätig.

Abbildung 2: Erwerbstätigkeit von Frauen vor und nach der Geburt des zweiten Kindes (in %)



Quelle: Generations and Gender Survey 2009 und 2013; n= 1.166 (Mütter mit mindestens zwei Geburten)

Gerade die Mütter, die bereits mit dem ersten Kind persönliche Erfahrungen mit der Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf gesammelt und diese wohl auch gemeistert hatten, führten ihr Erwerbsverhalten auch bald nach dem zweiten Kind fort: Wer nach der Geburt des ersten Kindes (und somit vor der Geburt des zweiten Kindes) in Teilzeit gearbeitet hatte, arbeitete nach dem Wiedereinstieg zumeist auch weiterhin in Teilzeit. Wer in Vollzeit gearbeitet hatte, stieg zumeist auch in Vollzeit wieder ein. Letztlich partizipierten Mütter von zumindest zwei Kindern nach 7 Jahren zu je einem Drittel in den drei Erwerbsausmaßen. ■

Kontakt

norbert.neuwirth@oif.ac.at
markus.kaindl@oif.ac.at

Frieden im Großen und Kleinen

Lehrgang für Konfliktmanagement, Gewalt- und Radikalisierungsprävention

Das Institut für Gewaltprävention und Konfliktmanagement (IFGK) in Wien, das als gemeinnütziger Verein konstituiert ist, hat im vergangenen Herbst erstmals den Lehrgang zur Früherkennung und Prävention von Gewalt in Familien durchgeführt.



Der Lehrgang richtet sich an Personen, die in ihrem beruflichen Kontext mit Gewalt- und Radikalisierungsphänomenen konfrontiert sind, sei es als Pädagoginnen und Pädagogen, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei Behörden im Bereich der Beratung, Betreuung oder Jugendwohlfahrt und Polizistinnen oder Polizisten. Die Teilnehmenden erhalten ein professionelles Update aus theoretischen Hintergründen und praktischen Lösungsansätzen zur Prävention von Gewalt und Konflikten. Der Lehrgang wird berufsbegleitend an sechs Wochenend-Terminen abgehalten und schließt mit einem Diplom des IFGK ab.

Die Lehrmodule umfassen:

- Theoretische Grundlagen: Theorien über Formen der Gewalt und Deeskalationsstrategien
- Recht und Organisation: Rechtliche Rahmenbedingungen und Behördenstrukturen
- Besondere Konfliktsituationen: Gewalt in der Familie, soziale und interkulturelle Spezifika
- Radikalisierungsprävention: Erkennen von Radikalisierungsprozessen, Interventionsmaßnahmen
- Antworten und Instrumente: u.a. Interventionsansätze, Handlungsanleitungen und -kompetenzen

Vortragende aus Theorie und Praxis

Zu den Vortragenden zählen unter anderem Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal, Projektleiter des Österreichischen Instituts für Familienforschung; Hon.-Prof. Dr. Udo Jesionek, Präsident Weißer Ring; Mag.a Doris Täubel-Weinreich, Österreichische Richtervereinigung und Mag. Dieter Schmoll, Männerberatung Wien.

Termine: Im Herbst 2015 findet in insgesamt 6 Modulen der nächste Lehrgang in Wien statt.
Ort: Wiener Hilfswerk, Schottenfeldgasse 29, 1070 Wien
Kontakt: www.ifgk.at

termin

Einander anerkennen

64. Internationale Pädagogische Werktagung

Einander anerkennen – unter diesem Titel findet vom 13. bis 17. Juli 2015 die 64. Internationale Pädagogische Werktagung in Salzburg statt. Was ist Anerkennung? Wie wirkt sich Anerkennung auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen aus? Diese Fragen sollen im Rahmen der Tagung in Vorträgen und Workshops interdisziplinär beleuchtet werden.

Datum: 13. – 17. Juli 2015
Ort: Universität Salzburg, Große Universitätsaula, Max-Reinhardt-Platz
Kontakt: www.bildungskirche.at

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungweise@oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Ursula Hambrusch
Fotos und Abbildungen: Berghammer (S. 1) | Berger (S. 5) | IFGK (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Familien und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.

Grundlegende Richtung des Druckwerks nach § 25 (4) MedienG:
Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.

DVR: 0065528
Österreichische Post AG | Sponsoring, Post | Verlagspostamt: 1010 Wien
Zulassungsnr. 02Z0318205